



Feierabend



Ist Auswandern Rettung?

Von William Warren.

Wissen Sie, was „Awaja“ ist? Oder „Bedija“? Man hält einen Prospekt in der Hand, liest, daß die Arbeitslosigkeit wütet und daß einige Millionen Menschen nie mehr Arbeit bekommen werden. Wozu steht das hier? Macht sich jemand an, aus diesem Unglück einen Ausweg zu weisen?

Dann muß es ein wirklicher Ausweg sein! Man spaht nicht mit dem Thema. „Nun, die „Awaja“ ist keine Betrügerin. Sie ist ein „Arbeitsauschuß zur Wahrnehmung der Siedlerinteressen im Auslande“. Die „Bedija“ heißt ausführlich „Bund der Interessen für Auswanderung“.

Und jetzt sind wir schon weiter im Bild: das geistert schon seit einiger Zeit durch die Doffentlichkeit. Der Menschentopf lacht stets nach einem Ausweg, ein Glück, daß er es tut! Aber er geht viele Irrwege.

Aber vielleicht geht es anderswo? Man will gern ein bißchen Urwald in Kauf nehmen

Man braucht Reisegeld, und man braucht Anfangskapital. Das Fahrge-
geld in den fremden lockenden Erdteil kostet 500 bis 600 Mark. Ehe man an Land ge-
lassen wird, muß man jedoch weitere 1000 bis 2000 Mark vorzeigen können.

Und mit Recht. Land gibt es nirgends auf der Erde mehr umsonst. Siedlungsland befindet sich meistens in den Händen privater Kolonisationsfirmen, die es nun weiter verkaufen. Man kann für 700 Mark ein Stück Urwald haben im Süden Amerikas, meilenweit von jedem Siedlungsort, ohne jede Straße, jeden Weg dahin. Ein richtiges Stück Urwald!

Man braucht für ein Stück Land, mit dem es anzufangen lohnt, 3000 bis 5000 Mark.

Urwald, Afrika und Südamerika aber bedeutet: Malaria. Ein wohlmeinender Bericht aus Afrika sagt: „Das beste Mittel gegen die Tropenkrankheiten ist die Vorbeugung, die darin besteht, daß der Europäer alle zwei Jahre Heimaturlaub nimmt und seine Gesundheit in der gemäßigten Zone wieder aufrischt.“ Der Brief eines Auswanderers aus Südamerika schildert das Schicksal derer, die sich den Heimaturlaub nicht leisten können — und

wer von den Auswanderern aus Not kann das? — „Heute muß ich Ihnen viel Trauriges berichten. Seit einigen Wochen kommen hier ganze Schwärme zerlumpter und abgemageter, vom Fieber ausgehörter

auch die Malaria gekommen. Es ist jetzt kein Mensch mehr in jenem landwirtschaftlich doch so schönen Urwaldswinkel.“

Die Entwicklung der Menschheit.

Von Erich Kästner.

Einmal haben die Kerls auf den Bäumen gehockt, behaart und mit böser Bifage. Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt und die Welt asphaltiert und aufgestockt bis zur dreißigsten Etage.

Da jagen sie nun, den Flöhen entflohn, in zentralgeheizten Räumen.

Da sitzen sie nun am Telephon. Und es herrscht noch genau derselbe Ton wie feinerzeit auf den Bäumen.

Sie hören weit. Sie sehen fern. Sie sind mit dem Weltall in Fühlung. Sie putzen die Zähne. Sie atmen modern. Die Erde ist ein gebildeter Stern mit sehr viel Wasserspülung.

Sie schießen die Brieffschaften durch ein Rohr. Sie jagen und züchten Mikroben. Sie versehen die Natur mit allem Komfort. Sie fliegen steil in den Himmel empor und bleiben zwei Wochen oben.

Was ihre Verdauung übrigläßt, das verarbeiten sie zu Watte. Sie spalten Atome. Sie heilen Inzest. Und sie stellen durch Stiluntersuchungen fest, daß Cäsar Plattfüße hatte.

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund den Fortschritt der Menschheit geschaffen. Doch davon mal abgesehen und bei Lichte betrachtet, sind sie im Grund noch immer die alten Affen.

Menschen an. Es sind auch viele Deutsche darunter. Es hat schon im Frühjahr fürchtbar vieles Moskito gegeben, so daß die Ansiedler durch die ewige Quälerei ganz ver-
rückt wurden. Mit den Moskito ist aber

Zweckpartaffen wollen dem Auswanderungslustigen nun die Sorge für das Anfangskapital abnehmen. Auch sie wissen, daß man ungefähr 5000 Mark für das Siedeln im fremden Erdteil braucht. Sie verlangen zunächst nur Beträge, dann lösen sie aus, schießen vor — und verlangen Rückzahlung. Wenn man an der Malaria zugrundegegangen ist, ist man diese letzte Sorge auf alle Fälle los. Andernfalls ist sie groß. Die ganze Welt krank an Ueberproduktion. Wer wartet auf die spärlichen Dinge, die der Siedler tageweit durch den Urwald zum nächsten Stadtplatz geschleppt bringt? Wer im Heimatland kann es sich leisten, diese Produkte zu kaufen, selbst wenn er es möchte? Die großen Gesellschaften mit den großen Pflanzungen und Farmen liefern billiger, sie werden stets jede Konkurrenz weit unterbieten.

Ein Projekt aber, das wahrscheinlich alle anderen erst wachgerufen hat, scheint von einer geradezu gigantischen Phantasie ins Leben gerufen: das Projekt des Generals Kunt. Wir kennen den Namen aus den Kriegen um den Gran Chaco. Der General kennt also Südamerika immerhin persönlich.

General Kunt ist ein moderner „sozialer General“. Er will Hilfe für Hunderttausende von Arbeitslosen schaffen. Er will das unerforschte Amazonen-
quellgebiet besiedeln.

Bis jetzt gibt es seit einiger Zeit die „Inter-Continentale Arbeitsgemeinschaft Agro-Industrie“. Ein Büro mit einem Dutzend von Mitarbeitern, mit einem Dutzend Studiengesellschaften, von denen berichtet wird, daß sie dabei sind, das Gebiet zu erforschen. Es sollen schon rund dreiviertel Millionen Mark für die Vorarbeit ausgegeben worden sein.

Wer hat so viel Geld für so etwas übrig? fragt man sich. Dann muß doch etwas daran sein! sagen die Vorsichtigsten.

Es gibt auch in schlechten Zeiten noch Menschen mit übersüßigem Geld, ja die

schlechten Zeiten sind gut für sie: sie haben ein Feld für ihren Betätigungsdrang.

Das in Frage kommende Gebiet liegt am Fuße der Anden, aber die Anden fallen vollkommen steil in die Amazonas-Ebene ab. Und in dieser Ebene sind schon einmal, vor dreißig Jahren, sämtliche an einem Bahnbau beschäftigten europäischen Arbeiter zugrundegegangen.

Die Siedler sollen sich dafür, daß sie in diesem Fall kein eigenes Geld aufzubringen haben, verpflichten, fünfzig Jahre auszuhalten und ohne Bezahlung, für Kleider, Wohnung und Nahrung, zu arbeiten. Ohne Erholungsurlaub alle zwei Jahre

zur Auffrischung der Gesundheit! Abgesehen von der Malaria-Gefahr herrscht am Äquatorstrom ständig eine Temperatur von 50 bis 60 Grad, und noch kein Europäer hat es länger als ein halbes Jahr ertragen.

Die Arbeitsgemeinschaft des Generals spricht von Flugzeugen, die die Sumpfgebiete mit Giften gegen die Moskito's belegen sollen. Sie spricht von Drahtseilbahnen, die die Arbeiter täglich zu Wohnstätten auf die Anden hinaufbefördern soll. Mit einem solchen Aufwand kann man die Krise auch in ihrem Mutterlande beheben. Ein Programm aus Utopia. Eine Wildwest-Romanze. Einige Reiselustige machen Expeditionsfahrten.

land hinunter, in die Nähe des Fremdenplatzes Are.

Beim Ueberschreiten der Geleise der nördlichsten Bahnlinie der Welt, Zulea-Karwik, und beim Ueberqueren anderer Bahnen, werden jedesmal zahlreiche Tiere getötet, obwohl die elektrischen Lokomotiven der großen, schweren Erzzüge beständig schrille Signale beim Sichten einer Renttierherde geben. Der Lappe ist fassungslos erschüttert über den blutigen Tod seines Tieres. Aber erjaht sich rasch. Er stellt den Schaden fest; eilt zur nächsten Station und — läßt sich den Schaden in blanken Kronenstücken erzeigen. Pro Tier 20 bis 25, selten 30 schwedische Kronen.

Der Lappendichter.

Johann Turi hat ein Buch geschrieben: „Ueber Lappische Leute“ (Nuttitalus samid birra); es erlangte in Schweden, dem Heimatland des Dichters, eine Auflage von 3000 bis 4000. Die deutsche Uebersetzung brachte es binnen kurzer Zeit auf 20.000. Trotzdem ist Herr Turi nicht deutschfreundlich, überhaupt nicht freundenfreundlich. Nicht einmal Schweden ist er zugetan. In der Tiefe seines Herzens ist er Nomade, der jedem Kulturmenschen mißtrauisch gegenübersteht.

Und doch ist Turi der kultivierteste Lappe, der einzige Intellektuelle sozusagen. Er ist nicht nur Dichter, sondern auch Maler. Seine Darstellungsart ist natürlich dort wie hier primitiv. Seine Zeichnungen ähneln den Höhlenmalereien des Steinzeitmenschen. Er sieht seltsamerweise beim Haus drei Seiten und zeichnet sie. Zelte, Hütten und Renttiere; sonst zeichnet er nichts, da sonst nichts für ihn existiert. Die Natur ist der große Feind, für sie gibt es kein Wort im Lappischen. Wenn er es ausdrücken will, dann sagt er: der Wald — (das lerge Gestrüpp, das sich nur drei bis vier Monate im Jahr unterm Schnee hervorwagt). K. L. K.

Kuriositäten aus Lappland.

Geschichten aus dem hohen Norden.

Die Sprechmaschine.

Als Aufnahmen zum Film „Turi Alast, der Lappe“ (späterer Titel: „Am Rande des ewigen Eises“) im Gebiet von Kiruna—Jukkasjärvi und weiter nördlich gemacht werden sollten, da nahm die deutsche Expedition außer dem Stationsbeamten Per-Erik Holmquist (Dolmetscher) und der lappisch-schwedischen Lehrerin Fräulein Svony (Filmstar) auch eine Sprechmaschine und dertlei effektvolle Gegenstände als Geschenk für die nomadierenden Lappen mit.

Im Lappenlager wurde die Sprechmaschine in Gang gesetzt; ein billiger Warenhausapparat für ein paar Mark. Die Wirkung auf die Lappen war bezeichnend für den Herzenstakt und die Artigkeit der Lappen. Denn auf die Frage, ob noch mehr gespielt werden solle, antworteten die Lappen:

„O, bitte, noch mehr? Gewiß — wenn Sie Freude daran haben!“

Maria Pappila.

In Jukkasjärvi, ein paar hundert Kilometer nördlich vom Polarkreis, steht am Ufer des 800 Meter breiten Tornea das Hotel Jukkasjärvi; das heißt, Hotel ist Uebertreibung, selbst Gasthof und Herberge wäre zu viel gesagt. Ein altes Holzhaus, einstöckig, mit drei Räumen, von dem der erste Küche und Restaurationsraum, Schlafzimmer und Speisekammer, der zweite Salon, Speiseaal, Postamt, Telephonamt und Schlafzimmer, und der dritte große Festsaal, gute Stube und Schlafzimmer ist. Die Herrin dieses Etablissements ist die Finnin Maria Pappila.

Nachdem ich sie mit „Beive“ begrüßt hatte, sprach sie in einer Sprache auf mich ein, von der ich durch meinen Begleiter hörte, daß es Deutsch war. Die Alte war vor 20 Jahren mit 25 Lappen in Berlin, im Zoo. Ob hinter Gitter? Aber nein! Die Berliner waren nett und höflich, und die Untergrundbahn das größte Wunder. Aber noch besser sei das Bier. Ohh, machte sie genießerisch, und sie sagt zum Abschied verächtlich weggedandt: „Grüßen Sie Berlin!“

Der Lappen-Bettler.

In Kiruna, im Hause meines Bekannten, erschien eines Tages ein Lappenbettler, steinalt, zwerghaft, verkrüppelt. Er hatte sich keine Lebens- und Leidensgeschichte auf einem abgegriffenen Zettel in ein paar lapidaren Sätzen niederschreiben lassen. Im Jahre 1892 sei er durch Lappen so verprügelt worden, daß er sechs Finger einbüßte, Beinbeschädigungen und Gesichtswunden davontrug.

Durch Kreuzfragen kam als Ursache dieser ungläubwürdigen Roheitstat der friedliebenden Lappen heraus, daß er versucht hatte, aus einer Herde einige Renttiere zu stehlen! Das Renttier ist der einzige Besitz der herumziehenden, in Zelten lebenden Lappen, und ein Lappe muß eine ganze Anzahl dieser Tiere besitzen, um existieren zu können. Die Renttierkuh gibt kaum einen Becher Milch am Tag, und der Preis für ein Tier ist kaum höher als 25 Mark.

Der Alte, der kein Renttier sein eigen nannte, lebte auf Kosten der übrigen Lappen und der finnischen und nordschwedischen Bevölkerung.

Der Renttiermassentod.

Eine Renttierherde der Lappen besteht aus vielen hunderten, oft über tausend Tieren. Im Sommer bleiben die Lappen mit ihren Herden nördlich des Polarkreises. Bei starkem Frost und reichem Schnee gehen sie bis nach Jämt-

Nikita pumpt sich eine Million.

Von Harro Giffing.

Ob diese Geschichte erlogen ist, weiß ich nicht. Wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß ich meine Hand nicht dafür ins Feuer lege. Doch wie nebenächlich ist das! Ist nicht so ziemlich alles irgendwo erlogen, was uns als Wahrheit eingetrichtert wird? Auf die Musik kommt es an! Und Musik hat die Geschichte in sich; wahrlich, sie klingt nach Donauwellen und Balkanmelodien. Im übrigen, was kann ich weiter tun, als sie zu erzählen, so wie sie mir zu Ohren gekommen ist?

Ziit da also vor dem Kriege in Montenegro der König Nikita, der wohl so eine Art Eulenspiegel des Balkans gewesen sein mag. Ob er's wirklich war, fragt sich; die Menschen sind oft viel besser oder schlechter als ihr Ruf. Nikita saß in Cetinje; das war seine Hauptstadt. Ein paar Straßen mit niedrigen Häusern, eine Kirche, ein Kloster, ein Gasthof — alles in bescheidenen Ausmaßen; und dementsprechend eine Villa, die königliches Palais hieß, und in der Nikita den Schlaf des Gerechten schlief. Daß es ihm gut ging, dafür sorgten die Bewohner der beiden bisher noch nicht genannten, weil luxuriösesten Bauwerke Cetinjes: der österreichischen und der russischen Gesandtschaft. Die beiden Gesandten hatten von ihren Regierungen die Aufgabe, sich gegenseitig die Butter vom Brote zu stehlen. Diese Butter war Nikitas Wohlwollen. Nikita trieb

Realpolitik; er lebte von den kleinen Geschenken, die die Freundschaft erhalten. Vor Rußland ein Duzend Kanonen, so lieferte Wien die Pferde dazu. Nikita akzeptierte. Und fuhr wohl dabei.

Eines Tages hatten die Oesterreicher ihn so weit, daß er der Einbeziehung Montenegros in den k. u. k. Postsparkassenverkehr seine hohe Zustimmung verlich. In jener schönen Vorkriegszeit nannte man das eine weitere glückliche Verstärkung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Natürlich nur in Wien; in Petersburg dachte man anders darüber. Mit dem Postsparkassenverkehr verhielt es sich so: Daß jemand in Montenegro und wollte Geld nach Oesterreich schicken, so bedurfte es keines Wertbriefes, noch einer Postanweisung mehr; man beauftragte die montenegrinische Post mit der Ueberweisung, was diese durch eine einfache Anweisung nach Wien bewerkstelligte. Umgekehrt ebenso. Von Zeit zu Zeit würde man abrechnen.

Am Schlusse des ersten Jahres rechnete man ab, und siehe da: es war so gut wie kein Umsatz festzustellen! Die Montenegriner, die Schulden hatten, zahlten ohnehin nicht; und die Oesterreicher ließen es bleiben, da sie sich mit den Außenhandelsmöglichkeiten Montenegros erst gar nicht befaßten. So daß die neuzeit-

Alle 30 Sekunden!

Alle 30 Sekunden wird in Deutschland ein Kind geboren.

Man kann es nachlesen im Statistischen Jahrbuch.
Man kann es nachrechnen.
Aber was kann man vor — rechnen?
Was weiß man weiter?

Alle 30 Sekunden wird in Deutschland ein Kind geboren.

Alle 30 Sekunden stellt das Schicksal der Frage:
Wird der Himmel ihm strahlen?
Feld und Wiese ihm leuchten?
Die Arbeit ihm Leben sein?
Und wird es arbeiten dürfen?
Oder muß es stampeln, stampeln
Tag um Tag?
Alle 30 Sekunden wird in Deutschland ein Kind geboren.

Alle 30 Sekunden!

Alle 30 Sekunden wird in Deutschland ein Kind geboren.

Alle 30 Sekunden stellt das Schicksal die Frage:
Wird es klug?
Wird es gut?
Hat es Glück?

Oder gerät es in die Maschine von Lehrern, die es quälen?
Von Richtern, die es strafen?
Von Frauen, die es hassen?
Von Fabriken, die es töten?

Alle 30 Sekunden wird in Deutschland ein Kind geboren.

Alle 30 Sekunden!

Alle 30 Sekunden wird in Deutschland ein Kind geboren.

Alle 30 Sekunden stellt das Schicksal der Frage:
Wird es ein enger, böser Spießer?
Wird es ein Genie?
Wird es ein Mensch wie du und ich?
Wird es ein Kämpfer für sich, für dich,
ein Kämpfer für uns alle?
Alle 30 Sekunden wird in Deutschland ein Kind geboren.

Alle 30 Sekunden!

liche Einrichtung einweilen noch weniger als nichts, nämlich nur eine politisch-moralische Eröberung bedeutete.

Dabei blieb es jahrelang. Da brauchte Nikita eines Tages dringend eine Million Kronen und hatte sie nicht. In Montenegro suchte er nicht weiter; das war aussichtslos. Also Petersburg oder Wien. Das Unglück wollte, daß er Petersburg erst kurz vorher empfindlich angepumpt und zu diesem Zwecke vor der ganzen europäischen Öffentlichkeit sehr süße Blicke nach der Rewa geworfen hatte. Ob Wien wollen würde? „Versuchen“, sagte er sich, „immer versuchen!“

Kaiser Franz Joseph holte ihn in einer verwegenen montenegrinischen Uniform in Wien vom Bahnhof ab. Aber Geld gab er nicht. Er verwies ihn an die Minister. Und die berieten sich auf eine Versteigerung der Börse. „Recht gern später einmal“, meinten sie. „Und dann: Schau, Nikita, der Draht von Cetinje nach Petersburg kommt uns in letzter Zeit so geschädigt vor; das müßte auf alle Fälle anders werden, bevor wir...“

Nikita schauzte seine Umgebung an, und alles dachte angestrengt über die große Frage nach: Wie kriegt unser gnädigster Herr sofort eine Million Kronen?

Bis endlich einer den glänzenden Einfall hatte. Wozu gab es die Postspartassen-Konvention? Wozu, in Teufelsnamen, war das Ding nütze? Achtung: Nikita ließ von der montenegrinischen Postverwaltung eine Zahlungsanweisung über eine Million Kronen ausstellen, und sein Adjutant präsentierte sie bei der Postspartasse in Wien.

Wie, Sie meinen, das ginge nicht? Aber warum nicht? Die Konvention war da, die Unterschriften stimmten — Nikita bekam sein Geld!

Als am Jahreschlusse verrechnet werden sollte, bedauerte man in Cetinje sehr, nicht

zahlen zu können. Man wolle recht gern, aber es sei kein Heller in der Kasse... Sie meinen, Oesterreich hätte Truppen einrücken lassen können? Ach, mein Herr, da kennen Sie die Vorkriegszeit schlecht! Es hätte ein Scheul gegeben in ganz Europa! Und durfte Wien den Russen erlauben, Nikita endgültig zu kopern? Auf keinen Fall! Niemand wußte das besser als Nikita. Und was sind schließlich im Spiel der hohen Diplomatie eine Million Kronen, mögen es hundertmal echte goldene Friedenskronen gewesen sein? Geschäftskosten!

Sehen Sie, so behielt Nikita die Million Kronen, indem er einfach nichts weiter tat, als so zu tun, als wüßte er von nichts...

Schach in Port Said.

Von R. Eschler.

Ich lernte ihn kennen in einem Straßenkaffee in Port Said. Er hatte ein Schachspiel vor sich stehen und spielte, wie man zu sagen pflegte, mit sich selbst. Hatte da englische, deutsche und französische Zeitungen liegen, in denen komplizierte Schachprobleme der Auflösung harren. Mir fiel an dem Manne auf, daß er, was man heute selten findet, richtig türtlich ausah. Weißes Untergewand, brennend roter, langer Rock mit Goldstickerei, perlengestickte Sandalen an den nackten Füßen. Er war nicht mehr jung; durch den braunen Vollbart zogen sich weiße Streifen. Er laute an seiner Narzisch, und seine Augenbrauen waren im Nachdenken über die Schachaufgaben zusammengezogen. Sein Blick sah aber nicht finster aus, nur nachdenklich.

Schon am Tage vorher hatte mir der französische Wirt, ohne daß ich ihn gefragt hatte, mitgeteilt, wer der Türke sei. Es war Hassan Urtaş, ein ehemaliger Diener des Sultans. Man hatte ihn nach dem Umsturz in der Türkei pensioniert, und er verzehrte seine Pension, nach deutschem Gelde etwa 100 Mark, in Kairo oder Port Said, wie es ihm gerade gefiel. Er mußte während seiner Zeit am Hofe des Sultans sich ein kleines Vermögen erworben haben, denn er besaß, wie mir der Wirt mitteilte, ein Haus und einen Diener, einen taubstummen Reiter, der stets mit untergeschlagenen Beinen vor dem „Café“ in Port Said saß, und an seinem Herrn hing wie eine Kette.

Nun wollte ich doch einmal gerne mit diesem interessanten Menschen eine Partie Schach spielen.

Eines Abends — der Türke hatte sich zwei Tage nicht sehen lassen, nahm ich, als er kam, Platz an seinem Tische. Er blickte mich erstaunt an, verneigte sich aber dann und führte seine rechte Hand zu Stirn, Mund und Brust. Ein Zeichen, daß ich ihm wenigstens nicht unwillkommen war. Im Hintergrund der Gaststube saßen Leute, die uns verwundert anblickten. An einigen Tischen, an denen türkische Matrosen saßen, murmelte man sogar. Man ärgerte sich dort scheinbar, daß ich mich an den Tisch dieses Mannes gesetzt hatte, dem man allgemein einen hohen Grad von Achtung entgegenbrachte.

„Eine Partie Schach gefällig?“ sagte ich auf französisch und bot dem ehemaligen Diener eine Zigarette an. Er dankte mit erhobener Hand. Es war eine ganz feine, kleine, weiße Hand, wie die einer Dame. Dann winkte er, und die braune Dienerin aus dem Sudan brachte das Schachbrett.

Menschen kamen in das Lokal. Matrosen, Fremde aller Nationen, Ausländer von den Dampfern, eine Unmenge Frauen, aber sie

wagten sich nicht an unseren Tisch. Sie drückten sich in die Ecken, denn der französische Wirt ließ die Hand am Mund, wisperte umher und erzählte den Leuten, daß hier der große und bedeutendste Schachkampf ausgesprochen werde, der überhaupt jemals auf Erden ausgesprochen worden sei.

Ich wurde verlegen und unsicher. Beim Aufstellen der Figuren setzte ich die Pferdchen falsch, obwohl ich sie in meinem Leben tausendmal richtig gesetzt hatte. Aus purer Lebenswürdigkeit setzte Hassan Urtaş seine Pferdchen auch falsch. Ich ärgerte mich darüber, weil es unangebracht Höflichkeit war, zog den falschen Bauer an, manövierte mit einem Springer als wie ein eben aus einem Irrenhaus unheilbar Entlassener, versuchte meinen rechten Eckturn und war nach sieben Zügen matt. Der Türke hatte gewonnen. Er hatte einen ganz eigenartigen Ausdruck um die Augen herum. Da waren zwei tiefe Falten, die zogen sich gegen das Kinn, und er hatte eine ganz eigenartige Art mit dem linken Auge zu blinzelnd.

Aber die zweite Partie gewann ich nach einer Viertelstunde. Hassan Urtaş hatte einen Damenzug übersehen. Hatte seine Dame im Bereich meines rechten Läufers einfach stehen lassen. Und dann gab er das Spiel auf.

Es war spät geworden. Auf dem Podium des Lokales hatte sich eine Musikkapelle niedergelassen: Jazzband, drei Nigger darunter.

Polizei kam ins Lokal. Der Wirt verneigte sich dreimal vor den großen und kräftigen Kerlen. Sie hatten hohe, rote Feze auf den Köpfen und Kriegsmedaillen an der Brust.

„Noch ein Spiel?“ fragte Hassan Urtaş, hinter dessen Stuhl sich ein taubstummer Diener aufgeschlankt hatte.

Und wir spielten noch ein Spiel, das ich nach einer halben Stunde verlor.

„Ich spiele seit meinem sechsten Lebensjahr Schach!“ sagte Hassan Urtaş leise und nahm endlich eine meiner Zigaretten. „Ich war Haremsdiener dreißig Jahre lang, eine lange Zeit, und habe dort mit den Damen den ganzen Tag Schach gespielt. Sie haben entschieden Talent, das beweist Ihr Läuferszug von vorher. Aber Sie spielen zu wenig Schach.“

Im Hintergrund des Lokales war eine Keilerei im Gange. Eine Stimme brüllte auf deutsch um Hilfe. Ich eilte hin. Aber schon hatten die Polizisten Ordnung geschaffen. — Als ich zu unserem Tisch zurückkam, war Hassan Urtaş verschwunden, mit seinem Diener.

Und wie mir der französische Wirt unter großen Beileidsbezeugungen mitteilte, hatte er vergeblich, seine Feze zu bezahlen. Und ich, der ich sogar gegen ihn gewonnen hätte, möge doch

so gut sein, und die Kleinigkeit begleichen. Raum 12 Mark 50 mache die Sache aus. Und es sei doch im Grunde genommen ein armer Mann, der Hassan Urtaf. Als ich mich weigerte, zu bezahlen, erhob der Wirt ein großes Geschrei, worauf sich die ägyptischen Polizisten näherten. Und ich bezahlte sofort. Auf der Stelle.

Wer einmal nach Port Said kommt, möge sich vorsehen. Nicht etwa allein vor Hassan Urtaf. Der war noch der Harmloseste von der Gesellschaft, aber ich fürchte, auch er war ein Gauner! Trotz seines guten Schachspiels. Bloß war man bei mir nicht ganz an die richtige Adresse geraten.

Was mancher nicht weiß.

Ein französischer Ingenieur namens Thomas hat zusammen mit seinem kriegsblinden Landsmann Cobloug einen Apparat konstruiert, den er Photoelektrograph nennt und mit dessen Hilfe ein Blinder gewöhnlichen Schwarzdruck auf weißem Papier lesen kann.

Amsterdam und Antwerpen, die lange Zeit die Mittelpunkte des Diamantenhandels waren, haben je etwa zwanzig Schleifereien, und eine bzw. zwei besondere Diamantbörsen, in denen die Diamantenhändler und Juweliere der ganzen Welt zusammenkommen. Hier werden rohe wie auch geschliffene Steine umgesetzt, außerdem große Posten Perlen. Große Brillanten haben 58 Facetten, kleinere Diamanten in Brillantform 34 oder 18, kleine Steine, die einfunftel Milligramm wiegen und für das bloße Auge kaum sichtbar sind, haben nur drei Facetten.

Kürzlich starb in London einer der bekanntesten Hebler und hinterließ ein Vermögen von etwa 6 Millionen Mark. Der Polizei war seine Tätigkeit bekannt, aber es war nur einmal gelungen, ihn zu überführen, und dann auch nur wegen eines geringfügigen Vergehens.

Auf den Karibischen Inseln gibt es den sogenannten Auserbaum, dessen Stamm und Zweige buchstäblich mit Ausern bedeckt sind. Es ist der Mangrovebaum, einer der wenigen Bäume, die in Salzwasser gedeihen. Bei Flut heften sich die Ausern an die unteren Teile des Baumes.

Das beste Konservierungsmittel der Welt ist Bernstein. Es wurden bei Untersuchungen mikroskopische Zuckerausammlungen gefunden, die seit der Urzeit in dem Bernsteinstück eingelassen waren. Vor sechzig bis achtzigtausend Jahren haben Insekten diesen Zucker von Pflanzen gesammelt. Dann hat er sich mit Harz gemischt, das zu Bernstein erstarrte.

Eine raiche Ozeanfahrt hat kürzlich eine Flasche gemacht, die bei Washington ins Meer geworfen wurde. 52 Tage später kam sie in Europa an. Columbus brauchte doppelt so lange Zeit, um von Spanien nach Haiti zu segeln.

Die älteste Zeitung der Welt sind die Bezinger Nachrichten. Diese Zeitung ist seit mehr als 1400 Jahren ununterbrochen herausgegeben worden. Die erste Nummer erschien etwa 500 Jahre nach unserer Zeitrechnung.

In Jugoslawien haben die Friseur eine Petition an die Regierung gerichtet, den Besitz von Rasiermessern zu verbieten oder auf diejenigen Personen zu beschränken, denen das Waffentragen erlaubt ist. Dadurch, daß sich heute so viele Männer selbst rasieren, würde ihnen, erklären sie, das Geschäft verdorben.

Von dem verstorbenen Edison wird glaubwürdig erzählt, er habe, als er an der Fertigstellung einer Erfindung arbeitete, sechsundneunzig Stunden hintereinander ohne die geringste Ruhepause durchgearbeitet. Diese Arbeitszeit dürfte das Höchstmaß menschlicher Leistung darstellen.

Der häufigste Vorname in der ganzen Welt ist Mohammed.

Der Bau des St. Gotthardtunnels hat insgesamt 877 Menschen das Leben gekostet, während 877 weitere bei verschiedenen Unglücksfällen verletzt wurden.

Weiteres.

Ein alter Schotte, der mehrere heiratsfähige Töchter hat, trifft einen jungen Schotten, von dem er weiß, daß er sich für eine seiner Töchter interessiert. — Schwereu Herzens, aber dem guten Zweck zuliebe, lädt er den jungen Schotten für den nächsten Sonntag zum Mittagessen ein: „Sie nehmen also die Elektrische, steigen an der fünften Haltestelle aus, biegen dann links ab, dann geradeaus, . . . und Sie brauchen nur die erste Gartentür mit dem Fuße aufzuklopfen.“ — Der junge Schotte unterbricht ihn: „Wieso mit dem Fuß? Man öffnet doch die Tür mit der Hand?“ — „Das werden Sie nicht können,“ murmelt der Alte, „denn Sie werden die Hände voll Geschenke haben.“

Schlingel. Kurt ist ganz auf Sachlichkeit eingestellt. Außerdem ist er ein großer Schlingel. „Willst du jetzt artig sein“, sagt die Mutter streng zu ihm, „oder willst du eine Pudding zu Bett gehen?“ — Kurt denkt nach. Schließlich meint er: „Was für ein Pudding ist es denn, Mutti?“

Letzte Rettung. Sie: „Jetzt, da wir verheiratet sind, kannst du mir ja sagen, was du gemacht hättest, wenn ich dir einen Korb gegeben hätte!“ — Er: „Dann hätte ich pleite gemacht!“

Der kleine Fritsch bohrt sich in der Nase. Sein vornehmer Onkel sieht das und fragt vorwurfsvoll: „Soll ich dir vielleicht noch meinen Finger dazu leihen?“ Darauf Fritsch: „Dein Finger paßt in deine Nase!“

Ironie. Sie hatte vier Koffer, drei Handtaschen und vierzehn Gutschachteln mitgenommen, die er natürlich schleppen mußte. Schweiftriefend kam er auf dem Bahnhof an und leuchtete: „Ach wollte, wir hätten auch noch den Flügel mitgenommen . . .“ Sie, die rosig, geputzt, unbelastet neben ihm schritt, runzelte die Brauen: „Du brauchst gar nicht ironisch zu werden . . .“ „Ironisch?“ stöhnte er, „keine Spur. Aber auf dem Flügel liegen unsere Fahrkarten.“

Mister Big, ein Schotte, kontrolliert die Ausgabebücher seiner Frau. „Hier steht zwei Schilling für Tabletten gegen Neuralgie, fünf Schilling für zweimal Zahnziehen — ja Betty, das geht natürlich nicht, daß du jeden Monat sieben Schilling zu deinem Vergnügen ausgibst.“

Ein anderer Schotte bittet einen anderen um Rat, was er wohl seiner Frau zum Geburtstag schenken könne. — „Zehn!“ ihr doch Geld, darüber wird sie sich am meisten freuen.“ — „Zwölf wollte ich eigentlich nicht anlegen.“

Eine Londoner Sargfabrik teilte in einer Anzeige mit, sie werde zu Reklamezwecken 15 Särge gratis und franko an Interessenten verschicken. — Am gleichen Abend meldete man 30 Selbstmorde aus Aberdeen (Schottland).

Schach-Öde.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwetnitz Nr. 66 bei Teplitz-Elbnow.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 136.

Von Josef Heke, Markersdorf. Schwarz: Kc8; B12, g7 (3).



Weiß: Kc6; Dc3; Lc5 (3).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zwetnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 133: 0-0-0!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand., alle aus Kwirkau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Schöbel Franz, Straußnitz; Klein Edmund, Algersdorf; Skulpa Erwin und Schwarz Raimund, Klostergrab; Dinnebler Emil, Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Heke Josef, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Hufe Wenzel, Kaiserswalde; Mildorf Adolf, Tschau; Grimmer Emil, Katharinaberg; Triltsch Gustav, Wisterschan.

In der 1. Runde des Jubiläumsturniers der Schachsektion Zukamtel gewann „Atus“ Zukamtel gegen Wisterschan mit 5½ : 4½ Punkten. Mit dem gleichen Ergebnis siegte DTJ. Zukamtel gegen Eichwald. Als Kampfrichter fungierten die Gen. Webersinke und Böhm aus Sobrusan. — Die 2. Runde gelangt am 28. Mai zur Austragung; es spielen: Wisterschan gegen Eichwald und Sobrusan gegen „Atus“ Zukamtel, beide Kämpfe in Teplitz beim „Botlik“ um 9 Uhr vormittags. Kamprichter stellt DTJ. Zukamtel.

Partie Nr. 36.

Gespielt im Klubturnier der „Sozialdemokratischen Schachfreunde“ in Wien am 3. Dezember 1925. Weiß: J. Kotrc. Schwarz: F. Meisl.

Spanisch.

- 1. e2-e4 c7-e5
- 2. Sg1-f3 Sb8-c6
- 3. Lf1-b5 a7-a6
- 4. Lb5-a4 Sg8-f6
- 5. d2-d3 g7-g6
- 6. Sb1-c3 Lf8-e7
- 7. Le1-g5 0-0
- 8. h2-h3 Sf6-e5
- 9. Lg5×e7 Sc6×e7
- 10. La4-b3 b7-h6

Richtiger ist Le6, um nach Läufertausch f5 folgen zu lassen.

- 11. d3-d4 e5×d4
- 12. Dd1×d4 Se7-c6
- 13. Dd4-e3 Lc8-e7
- 14. 0-0-0 Dd8-c6
- 15. g2-g4!

Infolge h6 wurde die Königsstellung etwas geschwächt, Weiß nützt dies sofort aus.

- 15. Sc6-a5
- 16. g4-g5 Sa5×b3
- 17. a2×b3 b6-h5

Die Öffnung der g-Reihe gefällt dem Führer der Schwarzen nicht.

- 18. Sd3-d4 g7-g6

Mit diesem Zuge sollte Schwarz noch zuwarten und vielleicht, trotz der entstehenden Schwäche auf d6, sofort c5 spielen. Allerdings wäre der Punkt d5 dann ganz im Besitz des Gegners.

- 19. f2-f4 c7-e5
- 20. Sd4-f3 Se8-e7
- 21. Sf3-h4 Tf8-e8
- 22. De3-g3 b7-h5
- 23. Th1-e1 De7-f7

Kein glücklicher Gedanke, aber Schwarz hat schon ein schlechtes Spiel, da f5! stark droht.

- 24. e4-e5! g6-d5
- 25. Sc3-e4 Dd7-c6
- 26. Se4-f5! Kc8-b8

Nach Kf8 hätte Weiß wahrscheinlich mit der Qualität vorliebgenommen, jetzt hat er höhere Ziele.

- 27. Dg3-d3 Te8-d8

Schwarz übersieht das drohende Damenopfer, sonst hätte er L oder Sf5 gespielt. Freilich gewinnt dann nach Tausch auf f5 und S×e5 Weiß mühelos.

- 28. Dd3×g6! Schwarz gibt auf.

Entnommen der österr. Arb.-Schachzeitung 32/XI